

Germanistik schafft Zukunft

Arbeit an literarischen Texten bedeutet Arbeit an den Grundlagen der Gesellschaft. Von Frauke Berndt

Die Germanistik habe ihre Mission erfüllt – so zitierte «Der Spiegel» vergangene Woche in einer vermeintlichen Enthüllungsgeschichte eine Reihe deutscher Literaturwissenschaftlerinnen: Viel zu viele Studierende seien in den Hörsälen der Universitäten untergebracht – und zwar ausgerechnet diejenigen, die man eigentlich dort nicht haben möchte. Kurz den Blick vom Mobiltelefon hebend, halten sie Schiller für einen Komponisten und Goethe immerhin für tot.

Belehrt werden sie von viel zu wenigen Dozierenden, die verwalten müssen, anstatt Bücher schreiben zu dürfen. Und überhaupt: Wenn man schon dabei ist, über ein universitäres Fach auf der Basis des gesunden Menschenverstandes den Stab zu brechen, dann sollen Germanistinnen doch bitte verständliches Deutsch schreiben. Auf Klage- und Abgesänge folgten Kommentare, Antworten und Gegendarstellungen. Denn wenigstens war mit dieser Debatte plötzlich allen klar: Mit dem geschmähten Fach, in dem nichts Geringeres als die Grundlagen des Nachdenkens über deutschsprachige Kulturen gelegt werden, steht die Zukunft eines wesentlichen Bestandteils gesellschaftlicher Bildung auf dem Spiel.

Internationale Germanistik

Anders als behauptet, hat es eine historische Mission der Germanistik zu keiner Zeit gegeben, so dass sie 2017 auch nicht erfüllt sein kann. Die Geschichte der Germanistik als Wissenschaft entwickelte sich im 19. Jahrhundert aus Philologie und Philosophie. Doch selbst im Zeitalter der Nationalstaatenbildung war Germanistik keine deutsche Angelegenheit, sondern buchstäblich eine internationale. Seitdem hat ihre Geschichte viele Kapitel, nicht zuletzt auch das dunkelste über die Verfolgung und Emigration des besseren Teils der Germanistik aus Nazideutschland, geschrieben. Gerade von den German Studies in Nordamerika gehen heute wichtige Impulse für die Wissenschaft aus, die wie jede andere ständigem Wandel unterliegt. Die Germanistik gibt es längst nicht mehr.

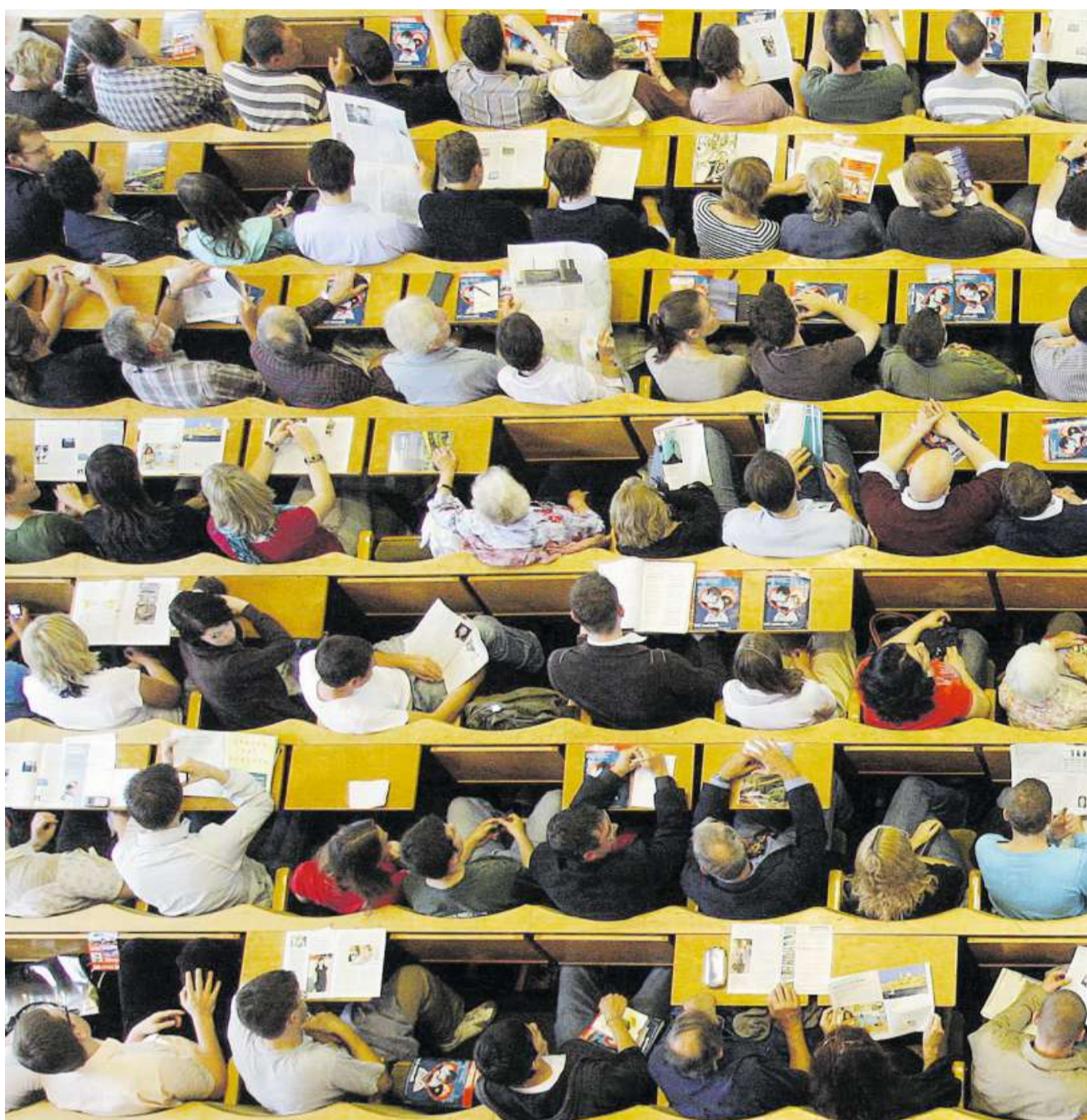
Nachdem sich in den 1970er Jahren Teile des Faches in die Film- und Medienwissenschaften verabschiedet haben, verbindet sie gegenwärtig zwei eigenständige Fächer: Auf der einen Seite steht die deutsche Sprachwissenschaft, die abgesehen von ihren traditionellen Forschungsfeldern neue Bereiche – wie z. B. die Kommunikation künstlicher Intelligenz – im Dialog mit Computerwissenschaft, Neurowissenschaft und Psychologie erschliesst. Ihre Wissenschaftssprache ist schon lange Englisch.

Auf der anderen Seite bewegt sich die deutsche Literaturwissenschaft im Spannungsfeld von Literaturgeschichte und Literaturtheorie. Ihr – und nicht der Sprachwissenschaft – gelten übrigens die Schläge der vergangenen Woche. «Ausgeforscht» sei die deutsche Literatur. Dass diesen Befund vor allem die zahlreichen Kafka-Studien belegen sollen, ist fast schon rührend angesichts der Tatsache, dass sich das Fachgebiet zwischen den Jahren 800 und 2017 ausdehnt.

Längst sind nicht alle Schätze gehoben auf diesem Gebiet, das weder gestern noch heute an den Sprachgrenzen des Deutschen oder den medialen Grenzen des Buches haltmacht. Deshalb wird die Suche nach Antworten auf die drängenden Fragen der Gegenwart stets auch zur Literatur und in die Texte führen: Globalisierung, Nationalisierung, Popularisierung oder Fiktionalisierung.

Denn literarische Texte sind Versuchsarrangements, Probebühnen und Umschlagplätze für solche ethischen, politischen, ökonomischen oder philosophischen Fragestellungen. Ihnen geben Texte in Erzählungen, Szenen und Bildern Formen, weil auf solche Fragen keine Begriffe antworten können.

Literaturwissenschaftlerinnen analysieren diese Formen und denken über sie auf der Grundlage ihrer Geschichte und im Horizont eines grossen Spektrums an Theorien nach. Es ist daher kein Wunder, dass diese Expertinnen



Zu viele Studenten und erst noch die falschen? Nein, hier wird an der Zukunft gearbeitet.

FRANKA BRUNS / AP

der Form ihre Stimmen sowohl in öffentlichen als auch in tagesaktuellen Debatten immer wieder erheben.

Wer deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft studiert, ist weder einfalllos noch zu bedauern oder gar zu verachten. Vielmehr stellen sich diese Studierenden den Herausforderungen eines riesigen Wissensgebietes.

Germanistik aus Liebe

Seit 1995 lehre ich in drei Ländern Neuere deutsche Literaturwissenschaft: in Deutschland, immer wieder als Gastprofessorin in den USA und seit einem Jahr in der Schweiz. In meiner Wahrnehmung handelt es sich bei den Studierenden um junge Menschen, die sich meistens aus guten Gründen für ihr Studium entschieden haben. Ein nicht unbeträchtlicher Teil macht es sich zur persönlichen Aufgabe, später einmal das Fach Deutsch an Schulen zu unterrichten, und möchte sich dafür den nötigen wissenschaftlichen Hintergrund erarbeiten. Hut ab vor dieser Entscheidung!

Ein anderer Teil studiert die Fächer aus reinem Interesse, aus Liebe zur Sache oder sogar aus Liebe zur Schönheit der Sache. Dass weder Interesse noch Liebe mit klaren Berufsbildern verbunden sind, unterscheidet viele universitäre Studiengänge von den sogenannten Angewandten Wissenschaften. Unmittelbar anwendbar sind Sprach- und Literaturwissenschaften daher nicht, obwohl der Bachelorstudiengang zunächst breit angelegt ist. Auf Masterstufe wird das Studium mitunter in einer ganz bestimmten Ausrichtung vertieft.

Später sind sie dann überall wieder zu treffen: in den Vereinten Nationen ebenso wie in Houellebecqs Boutiquen (so eine der Sottisen im «Spiegel»), in Lektoraten oder Redaktionen ebenso wie in Kultureinrichtungen oder Firmen, in Schulen ebenso wie schliesslich in Universitäten. In dieser Hinsicht geht es den Studierenden also nicht besser oder schlechter als ihren Kolleginnen anderer

Fächer. Ich zweifle sehr daran, dass sich diese jungen Menschen ihres Studiums schämen. Und selbst wenn sie es täten, dann läge es weniger am Gegenstand als am prekären Stellenwert der Kunst in unserer Gesellschaft. Und dafür können sich andere schämen.

War einmal wirklich alles besser – zu Zeiten dieses merkwürdig vergoldeten Damals, als nur wenige grosse Männer viele grosse Bücher geschrieben haben? Ich weiss nicht, warum meine Kollegen ihren Vätern nachtrauern. Mir und vielen anderen fehlen die Autokraten jedenfalls nicht besonders. Die Bücher sind deshalb nicht schlechter geworden, der Umgang an den Universitäten dafür aber deutlich besser.

Vielleicht haben wir ja die Kolloquien verdrängt, in denen einzelne Personen in messianischem Gestus ihre Anhänger auf Missionen geschickt haben – nicht selten auf unmögliche Missionen. Ich bin der Meinung, dass wir an den Universitäten die Pflicht haben, die Fächer der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft so zu vermitteln, dass sie in ihrer wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung sichtbar bleiben.

Dabei helfen sicherlich flachere Hierarchien: Man forscht miteinander, man schreibt unter Umständen auch gemeinsam; und man freut sich – wenn es gut läuft – ohne Neid und Missgunst an den herausragenden Büchern einzelner grosser Frauen und Männer. Abgesehen davon, dass jede Generation die Grundlagen der Fächer zu überprüfen und in der Lehre zu vermitteln hat, können Dozierende die gegenwärtige Situation dazu nutzen, die deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft neu aufzustellen.

Die Zürcher Studienprogramme, die gegenwärtig im Rahmen des Prozesses Bologna 2020 entwickelt werden, haben sich genau das zur Aufgabe gemacht. Für den Masterstudiengang der deutschen Literaturwissenschaft heben wir deshalb die Trennung zwischen Vor- und Moderne, zwischen Geschichte und Theorie sowie zwischen

Texten und anderen Formen der Textualität bzw. Medialität auf.

Ausserdem überbrücken wir den Graben zwischen Universität und Öffentlichkeit, indem wir durch Kooperationen mit Literaturhäusern, Rundfunk, Museen, Archiven, Zeitungen, Verlagen sowie anderen kulturellen und wissenschaftlichen Einrichtungen individuelle Projekte der Literaturvermittlung in das Studium integrieren. Auf diese Weise können die Studierenden ausser in Theorie und Analyse bereits Einblicke in die Möglichkeiten gewinnen, die ihnen das Studium eröffnen wird.

Wo die Toten lebendig werden

Jede Gesellschaft, aber insbesondere diejenigen, in denen die deutschen Sprachen und Literaturen die Kultur prägen, wird gut daran tun, auch in Zukunft beides an ihren Universitäten zu lehren – sowie in Forschung und Lehre sowohl personelle als auch finanzielle Mittel zu investieren: Nicht, weil wir uns damit einen unanständigen Luxus gönnen möchten, sondern weil wir mit diesen Fächern einen Raum gestalten. In diesem Raum werden die Toten lebendig.

Sie erinnern an das, was sonst vergessen würde und wiederholt werden müsste. In diesem Raum bilden wir Studierende aus, von denen die Zukunft unserer Gesellschaft abhängt – übrigens mitgelebt und mitgestaltet von vielen Eingewanderten, denen deutsche Sprachen und Literaturen die gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen. Diese Zukunft liegt zum Glück nicht in den Händen von jammernden Altvorderen, sondern von jungen Menschen, die für eine kürzere oder längere Zeit an der Universität zu begleiten mir persönlich eine ebenso grosse Freude wie Ehre ist. Eine «mission possible» jedenfalls.

Frauke Berndt ist seit 2016 ordentliche Professorin für Neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich und derzeit Gastprofessorin an der Vanderbilt University in Nashville.

Tanz um Bäume

Wie soll das Haus der Kunst in München saniert werden?

GABRIELE DETTERER

Es ist eine ganz gewöhnliche Baumreihe, die derzeit das Augenmerk auf einen historisch belasteten Monumentalbau lenkt: das Haus der Kunst an der Münchner Prinzregentenstrasse. Das einstige Museum für nationalsozialistische Kunst zählte zu Hitlers Lieblingsbauten und wurde 1937 pompös mit der «Grossen Deutschen Kunstausstellung» eröffnet. So gesehen ist das von Paul Ludwig Troost entworfene, neoklassizistisch verbrämte Gebäude ein Mahnmahl für zivilisationsfeindlichen, zerstörerischen kollektiven Wahnsinn.

Sichtbarmachung als Prinzip

Heute dämpft ein je nach Jahreszeit unterschiedlich dichter Vorhang von Lindenbäumen diskret die Sicht auf den Bau. Nicht dunkle Geschichte, sondern Gegenwartskunst steht seit langem in den Sälen des Museums im Mittelpunkt. Längst überfällig war die Sanierung des Gebäudes, als der durch seine Museumsbauten berühmt gewordene Londoner Architekt David Chipperfield im vergangenen Jahr mit der Planung und Durchführung dieser heiklen Aufgabe betraut wurde. Nicht nur mit Reparaturen und Instandsetzung, sondern auch mit einer Neuorganisation will Chipperfield das Haus der Kunst für den Ausstellungsbetrieb der Zukunft fit machen.

München hat mit Chipperfield eine gute Wahl getroffen. Schlagworte wie «Form matters» und «cool classic revival» bestimmen die Entwurfspraxis des Briten. Wie das 2006 von ihm realisierte Literaturmuseum Marbach zeigt, versteht es Chipperfield, den Klassizismus durch eine verschlankte und elegante, minimale Formensprache zu erneuern. Auch mit der ergänzenden Rekonstruktion des Berliner Neuen Museums (2009) bewies Chipperfield, wie sich Architekturerbe, Zeitenlauf und zeitgenössisches Bauen vereinen lassen, ohne Spuren historischen Unheils zu verkleistern. Sichtbarmachung als Prinzip von Rekonstruktion und Sanierung gilt dem Architekten als Leitmotiv. So einfach aber lässt sich dies nicht umsetzen, wenn es um einen ehemals nationalsozialistischen Kulturbau geht.

Freie Sicht gefällt nicht jedem

Viel Wind regte sich im Blätterwald, als bekannt wurde, dass Chipperfield den äusseren Ursprungszustand des Monuments wieder weithin sichtbar machen will. Das bedeutet: Die schönen Linden, welche die 175 Meter lange Fassade beschirmen, sollen verschwinden. Chipperfields Argumente hierfür lauten zum einen, die Bäume seien ein «Feigenblatt», um die «unbequeme physische Präsenz» der Vergangenheit zu verdecken. Zum andern gehöre es zu den Aufgaben einer Kultureinrichtung, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen. Das mag stimmen. Doch der erwogene Kahlschlag erntet auch berechtigte Kritik. Opposition kommt von Naturfreunden, die schon einmal, wie Aktionen der letzten Jahre zeigten, Baumkronen besetzen, um Baumstämme vor Axt und Säge zu bewahren. Auf Ablehnung stösst er bei denjenigen, die es nicht gutheissen, wenn Naziarchitektur wieder allzu sichtbar wird.

Zugunsten der Bäume wird weiter darauf hingewiesen, dass Troost einst Bäume vor die Säulenfassade zeichnete. Den Grünwuchs soll dann Hitler höchstpersönlich verhindert haben. Was also ist letztlich als Ursprungszustand des Bauwerks zu betrachten? Ob sich Chipperfield angesichts der Proteste mit den Bäumen arrangieren wird, bleibt offen. Er weist darauf hin, dass sie auf öffentlichem Grund stehen und somit der Landeshauptstadt München gehören, und lässt verlauten: «Unser Vorschlag war und ist auch eine bewusste Provokation, die schon jetzt ihren Zweck erfüllte. Es wird engagiert diskutiert. Das ist ein guter Anfang für ein öffentliches Projekt.» Doch der Tanz um Bäume dürfte nur ein Vorspiel sein, denn das Sanierungsprojekt befindet sich noch in der Planungsphase.